

Religion und Demographie – Erkenntnisse aus der empirischen Sozialforschung

Kirche und christlicher Glaube haben ihre Prägekraft für den Alltag breiter Bevölkerungsschichten verloren. Sinnbildlich hierfür ist in den letzten Jahren die Aufgabe (Abriss oder „Umnutzung“) vieler Gotteshäuser. Sie werden nicht mehr gebraucht, weil es an Gläubigen mangelt. An Gläubigen mangelt es nicht nur, weil Jahr für Jahr viele Menschen aus der Kirche austreten und von den verbliebenen Mitgliedern immer weniger regelmäßig Gottesdienste besuchen. Es mangelt auch an Gläubigen, weil weniger Kinder zur Welt kommen. Weniger Geburten bedeuten auch weniger Taufen: zwischen 1991 und 2006 ist die Zahl der Taufen in katholischen Diözesen um etwa 40 Prozent gesunken. Der Rückgang der Taufen im Vergleich zu den Bestattungen ist schon heute für annähernd die Hälfte des Mitgliederschwundes der Kirchen verantwortlich¹. Auch wenn bisher die Kirchenaustritte der Hauptgrund für den Gläubigerschwund waren: Zukünftig wird die Demographie zum Schicksal für die christlichen Kirchen und Gemeinschaften.

Entscheidend für die demographische Entwicklung ist nicht zuletzt das Partnerwahl- und Heiratsverhalten. Der Wandel dieser Verhaltensweisen trifft die Kirchen hart: So ist die Zahl der katholischen Trauungen allein zwischen 1991 und 2007 um mehr als die Hälfte zurückgegangen². Für die evangelische Kirche sehen die Zahlen kaum besser aus³. Dieser Einbruch kirchlicher Hochzeiten ist zum einen auf den allgemeinen Rückgang der Heiratsneigung zurückzuführen, zum anderen darauf, dass immer weniger Ehen innerhalb der eigenen Konfession („homogam“) geschlossen werden. Im Rückgang konfessionshomogamer Ehen kommt zum Ausdruck, dass Konfession und Glaube für die Partnerwahl in breiten Bevölkerungskreisen unbedeutend geworden sind⁴.

Aus solchen Entwicklungen wird häufig der Schluss gezogen, dass Religiosität für die biographischen Entscheidungen der Einzelnen immer unwichtiger wird. Aus dieser Perspektive heraus kann Religiosität auch für gesellschaftlich relevante Verhaltensmuster, wie etwa die Gründung von Familien, kaum noch maßgeblich sein. Dementsprechend analysieren Demographen und Familiensoziologen in der Regel eingehend den Einfluss des Bildungsstandes, des Alters, des Erwerbsstatus und nicht zuletzt des Einkommens auf die Heirats- bzw. Scheidungsneigung, die Kinderzahl und die innerfamiliäre Arbeitsteilung. Dem Faktor „Religion“ aber messen sie zumeist weniger Bedeutung bei. Wenn sich Zusammenhänge zwischen Religiosität und der Neigung zu Eheschließung und Familiengründung zeigen, werden sie mitunter als „Relikt historischer Sozialstrukturen“ betrachtet⁵.

Ein „historisches Relikt“ war das früher sehr bekannte Phänomen der „katholischen Fertilität“: Noch in der Zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hatten Katholiken im Vergleich zu den Protestanten durchschnittlich höhere Kinderzahlen. Die Konfessionszugehörigkeit war damit ein Faktor, der in der demographischen Forschung berücksichtigt werden musste. Nachdem sich spätestens Mitte der 1980er Jahre die „katholische Fertilität“ dem Fertilitätsniveau der protestantischen Bevölkerung angeglichen hatte, war das Forschungsinteresse an diesem Themenbereich verebbt. In jüngster Zeit beginnt das Thema „Religion und Familiengründung“ neue Aufmerksamkeit zu finden. Anlass hierfür ist insbesondere die Geburtenentwicklung in den USA, die europäische Demographen und Soziologen in Erklärungsnot bringt.

Das Rätsel des Kinderreichtums in den USA

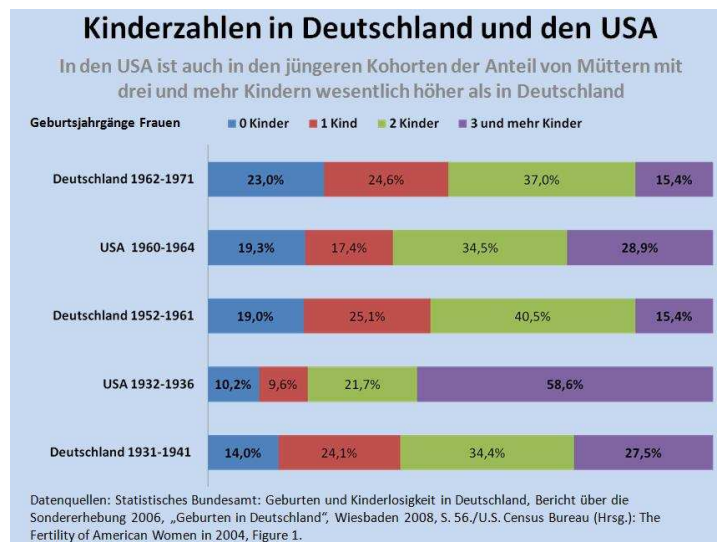
Seit zwei Jahrzehnten ist zu beobachten, dass US- Amerikaner durchschnittlich deutlich mehr Kinder bekommen als Europäer. Im Jahr 2006 hatte die Geburtenrate sogar – erstmals seit 35 Jahren – wieder die für den „Generationenersatz“ erforderliche – zusammengefasste Geburtenziffer von 2,1 Kindern pro Frau erreicht. Amerikaner bekommen damit im

Durchschnitt nicht nur als mehr Kinder als Deutsche, sondern auch als Briten, Schweden, Dänen etc. und sogar als die Franzosen, die 2006 einen europäischen „Geburtenrekord“ vermelden konnten. Zu diesem Geburtenreichtum trägt die hohe Geburtenrate der „Hispanics“ (ca. 2,7 Kinder pro Frau) nicht unerheblich bei. Sie kann diesen allein aber nicht erklären. Denn auch die „weißen Amerikanerinnen“ sind „fruchtbarer“ als Frauen in den anderen Industrienationen⁶.

Einer aktiven Sozialpolitik für Familien ist dieser Kinderreichtum wohl kaum zu verdanken. Die staatlichen Leistungen für Eltern sind – aus europäischer Sicht – eher unterentwickelt. Dies gilt nicht nur für finanzielle Transfers an Familie, sondern auch für die öffentliche Förderung der Kinderbetreuung. Kinderbetreuung muss weitgehend privat organisiert werden und ist deshalb kostspielig. Noch teurer wird es für die Eltern, wenn sie eine gute Schul- und Universitätsausbildung für ihre Kinder gewährleisten wollen. Das Großziehen von Kindern ist in den USA – zumindest aus finanzieller Sicht – ein „irrationaler Kraftakt“⁷. Ökonomisch und politisch-institutionell orientierte Erklärungsansätze demographischen Verhaltens stoßen hier offenkundig an ihre Grenzen. Die sozialwissenschaftliche Ursachenforschung muss hier ihren Horizont weiten.

In den Focus der Analyse gehören die „Kultur“ bzw. das „Weltanschauungssystem“ von Gesellschaften. So zeigen international vergleichende Studien über Wertorientierungen markante Unterschiede zwischen den USA und Europa: Amerikaner räumen im Vergleich zu Europäern der Religion subjektiv einen höheren Stellenwert ein, nehmen häufiger an „religiösen Zeremonien“ teil und engagieren sich auch mehr in religiösen Organisationen⁸. Vor diesem Hintergrund behauptet der Sozialhistoriker und konservative Publizist Allan C. Carlson, dass die „beste Erklärung für die höhere Fruchtbarkeit in den USA“ eine „stärker verbreitete religiöse Identifikation und Lebensführung von Amerikanern im Vergleich zu Europäern“ sei⁹. Ist diese These wissenschaftlich begründet oder handelt es sich bloß um Propaganda der „religiösen Rechten“ in den USA? Nähere Aufschlüsse hierzu ermöglichen Analysen des demographischen Verhaltens in den USA unter den Gesichtspunkten Region, Sozialstruktur und Konfession.

Regionaldemographische Analysen zeigen, dass sich die demographischen Verhaltensweisen innerhalb der USA je nach Region stark unterscheiden: Die höchsten Geburtenziffern sind in Staaten des „Mittleren Westens“ (Nebraska, South Dakota, Oklahoma) sowie in Utah, Idaho und Alaska zu verzeichnen. Charakteristisch für die kinderreichen Staaten ist, dass nicht-eheliche Formen des Zusammenlebens eher unüblich sind, Ehen relativ jung geschlossen und auch (erste) Kinder vergleichsweise früh geboren werden. Die niedrigsten Geburtenziffern



weisen innerhalb der USA die Staaten im Nordosten auf. So liegt in Rhode Island und Massachusetts die Geburtenrate je Frau bei etwa 1,6-1,7 und damit weit unter dem Generationenersatz. Anders als im „Mittleren Westen“ und in den Südstaaten unterscheiden sich die Lebensformen und demographischen Verhaltensweisen im Nordosten der USA kaum von denen in Westeuropa. Nicht-eheliche Formen des Zusammenlebens sind weit verbreitet und werden im Allgemeinen toleriert. Es wird erst in einem höheren Lebensalter geheiratet und auch die (ersten) Kinder werden eher spät geboren.

Sozialstrukturell sind diese kinderärmeren, „europäischen“ Staaten der USA eher großstädtisch als ländlich geprägt. Die Bevölkerung weist ein hohes Bildungs- und Einkommensniveau auf. Die Rate der Schwangerschaftsabbrüche ist relativ hoch. Geburten jugendlicher Mädchen sind dagegen (für amerikanische Verhältnisse) vergleichsweise selten. Politisch tendiert die Bevölkerung dieser Gebiete eher zu den Demokraten. Konfessionell betrachtet weisen diese Gebiete einen hohen Anteil von Katholiken auf, von denen allerdings viele den katholischen Glauben nicht praktizieren.

Spiegelbildlich hierzu sind die kinderreichen Bundesstaaten bzw. Regionen der USA eher ländlich geprägt. Der durchschnittliche Bildungsgrad der Bevölkerung ist tendenziell geringer. Schwangerschaften jugendlicher Mädchen sind relativ häufig. Die große Zahl alleinerziehender junger Mütter ist ein soziales Problem, nicht nur der schwarzen und hispanischen, sondern auch der weißen Bevölkerung. Das Wahlverhalten dieser Regionen ist konservativ: Seit der Präsidentschaftskandidatur von Barry Goldwater 1962 stimmen sie mehrheitlich für die Republikaner. Konfessionell sind diese Gebiete vom (konservativen) Protestantismus und vom Mormonentum geprägt. Kurz gesagt: Die kinderreichen Staaten der USA liegen im sogenannten „bible belt“¹⁰.

Es sind neben den „Hispanics“ vor allem Anhänger konservativ- protestantischer Glaubensgemeinschaften, die in den USA viele Kinder bekommen. Verglichen mit ihnen weisen Angehörige „liberaler“ Glaubensgemeinschaften (Presbyterianer, Lutheraner etc.) eine geringere Geburtenneigung auf. Noch weniger Kinder als „liberale“ Protestanten und Katholiken bekommen Amerikaner, die gar keiner Glaubensgemeinschaft angehören. Diese Gruppe umfasst 14% der US- Amerikaner. In Europa gehört dagegen fast ein Drittel der Bevölkerung keiner Religionsgemeinschaft an. Bedeutender noch als die religiöse Zugehörigkeit ist die religiöse Praxis: Gottesdienstbesucher haben durchschnittlich mehr Kinder als „Kirchenabstinente“. Letztere sind in Europa die große Mehrheit: Nur 10% der Europäer gaben im Jahr 2000 an, dass sie in der vorangegangenen Woche einen Gottesdienst besucht hatten, in den USA lag der Anteil der Gottesdienstbesucher bei 45 %¹¹. Dass die stärkere religiöse Verbundenheit der Amerikaner im Vergleich zu den Europäern ihre höhere Geburtenneigung zumindest teilweise erklärt, ist kaum zu bezweifeln.

Europa: Säkularisierung und Geburtenarmut

Handelt es sich es sich bei der Verbindung zwischen Religiosität und Geburtenneigung vielleicht um ein spezifisch US- amerikanisches Phänomen? Kann die Religiosität auch in stärker säkularisierten Regionen, wie etwa in Europa, noch einen Einfluss auf die Entscheidung für Kinder haben? International vergleichende Befragungen über Wertorientierungen und demographische Verhaltensweisen ermöglichen hierzu Aufschlüsse. Eine der umfangreichsten dieser Befragungen ist der World Value Survey, für den seit 1980 in mittlerweile 76 Staaten Daten erhoben werden. Die US-amerikanischen Politikwissenschaftler Pippa Norris und Ronald Inglehart schließen aus Befragungsergebnissen des World Value Survey und demographischen Daten, dass weltweit

ein gesellschaftlicher Bedeutungsverlust von Religion dem Rückgang der Geburtenzahlen voran gehe. In säkular geprägten Gesellschaften sinke die Geburtenrate dabei regelmäßig unter den Generationenersatz ab¹².

Den Bedeutungsverlust von Religiosität, der mit niedrigeren Geburtenraten einhergeht, führen Norris und Inglehart auf den Ausbau sozialer Sicherungssysteme zurück. Aus ihrer Sicht hat Religion die „Funktion“ „existentielle Unsicherheit“ zu bewältigen. Dort wo die Menschen durch einen „Wohlfahrtsstaat“ von existenziellen Sorgen befreit würden, verliere die Religion ihre „Hauptfunktion“. Ersetzt würde die Religion dann durch säkulare und individualistische Haltungen, die wiederum eine geringere Geburtenneigung zur Folge hätten¹³. Kennzeichnend für diese Theorie ist, dass sie Religiosität als vom Wohlstands- und Entwicklungsniveau einer Gesellschaft „abhängige“ Variable ansieht. Sie impliziert, dass die Befreiung von „existentiellen Sorgen“ durch steigenden Wohlstand und eine bessere soziale Absicherung dazu führt, dass die Religion an Bedeutung verliert und in der Folge dessen auch die Geburtenneigung sinkt.

Tatsächlich zeichnen sich viele arme Länder, etwa in Afrika, durch eine vitale Religiosität und zugleich durch Kinderreichtum aus. In diesen, noch weitgehend von der Landwirtschaft geprägten, Gesellschaften tragen Kinder zum Einkommen der Familie und zur Alterssicherung ihrer Eltern bei. In den „postagrarischen Marktgesellschaften“ in Nordamerika, Europa und Ostasien kosten Kinder ihre Eltern dagegen viel Geld. Vergleicht man diese marktwirtschaftlich organisierten Länder untereinander, stellen sich die Zusammenhänge zwischen Wohlstand, Religiosität und Geburtenneigung anders dar: Wohlhabende und zugleich religiös geprägte Länder wie die USA, Israel oder Irland sind wesentlich kinderreicher als ärmere und stärker säkularisierte Länder wie Russland oder viele osteuropäische Länder¹⁴. Natürlich bedeutet dies nicht automatisch, dass das Wohlstandsniveau oder die Religiosität ursächlich die Geburtenentwicklung erklären. Sie lassen es aber doch fraglich erscheinen, ob die Religion wirklich nur eine vom jeweiligen Wohlstands- und Entwicklungsniveau „abhängige“ Variable ist oder ob sie nicht doch selbst die (demographische) Entwicklung von Gesellschaften beeinflusst.

Auf einen eigenständigen Einfluss der Religiosität deuten Ergebnisse der internationalen Werteforschung hin. Forscher des Instituts der deutschen Wirtschaft haben Daten des „World Value Survey“ aus 82 Staaten auf allen Kontinenten ausgewertet. Sie stellten fest, dass Menschen, die sich als religiös bezeichnen, eine durchschnittliche Geburtenrate von 2,1 Kindern aufwiesen. Dagegen lag die Geburtenrate von Befragten, die nicht religiös waren, mit 1,6 Kindern deutlich unter dem Generationenersatz¹⁵. Die weltweit zu beobachtenden geringere Geburtenneigung nicht-religiöser Menschen wirft die Frage nach Europa auf. Denn Europa ist gewissermaßen die Vorhut des Geburtenrückgangs wie der Säkularisierung. Die Verweltlichung der Lebensweisen in Europa zeigt sich nicht zuletzt darin, dass immer mehr junge Paare zusammen leben ohne (kirchlich) verheiratet zu sein¹⁶. Bedeutet dies, dass Religiosität in Europa für demographisches Verhalten unerheblich geworden ist? Eine neuere Studie Wiener Demographen spricht gegen diese Vermutung. Sie analysiert die gewünschten und realisierten Kinderzahlen von bis zu 40-jährigen Frauen in Europa. Als Grundlage dienten hierzu Befragungsergebnisse der von den UN koordinierten „Fertility and Family Surveys“, die in den 1990er Jahren erhoben wurden¹⁷.

Erhebliche Unterschiede im Geburtenverhalten stellten die Demographen zwischen konfessionslosen Frauen und Angehörigen christlicher Konfession fest. Zwischen Frauen verschiedener Konfessionen waren dagegen nur in wenigen Ländern Differenzen zu beobachten. In fast allen Ländern lag die als ideal angesehene Kinderzahl von Frauen, die sich selbst als religiös einschätzen, höher als bei Frauen mit einem weltlichen

Selbstverständnis. Bedeutender noch als die Konfessionszugehörigkeit und als die religiöse Selbsteinschätzung war, ob die Befragten regelmäßig Gottesdienste besuchten¹⁸: So beeinflusste die Häufigkeit des Kirchenbesuchs in vielen Ländern die Absicht ein zweites und ein drittes Kind zu bekommen. Offensichtlich wird die Absicht Kinder zu bekommen von religiöseren Frauen auch häufiger realisiert. Denn regelmäßige Kirchgängerinnen hatten insgesamt mehr Kinder als Frauen, die seltener als ein Mal im Monat den Gottesdienst besuchten. In den südeuropäischen Ländern Griechenland, Italien und Spanien waren die Differenzen relativ gering. Besonders ausgeprägt waren die Unterschiede im Geburtenverhalten zwischen religiösen und „säkularen“ Frauen dagegen in der Tschechischen Republik, Finnland und der Schweiz.

Die Schweiz eignet sich besonders gut, um das demographische Verhalten verschiedener weltanschaulicher und religiöser Gruppen zu studieren. Denn in der Schweizer Volkszählung aus dem Jahr 2000 wurde nach der Religionszugehörigkeit gefragt. Die Daten dieser Volkszählung ermöglichen nicht nur einen Vergleich zwischen Menschen mit und ohne Religionszugehörigkeit, sondern erlauben auch Vergleiche zwischen Angehörigen verschiedener, auch kleinerer, Religionsgemeinschaften. Die Ergebnisse sind eindeutig: Konfessionslose hatten mit einer Geburtenrate von 1,1 Kindern pro Frau im Durchschnitt deutlich weniger Kinder als Angehöriger der meisten gewachsenen Religionsgemeinschaften. Vergleichbar niedrige Geburtenzahlen waren nur noch bei den Zeugen Jehovas und bei den Christ- bzw. Altkatholiken (jeweils 1,2 Kinder pro Frau) zu finden. Allerdings erwiesen sich auch die Angehörigen der „etablierten“ christlichen Kirchen als nicht sehr geburtenfreudig: Für Katholiken und Reformierte zeigte die Schweizer Statistik eine Geburtenrate von etwa 1,4 Kindern pro Frau. Die mit Abstand kinderreichsten Gruppierungen in der Schweiz waren kleinere evangelische Kirchen (Evangelisch- methodistische Kirchen, Pfingstgemeinden, Neupietistisch-evangelikale Gemeinden) sowie die Jüdische Glaubensgemeinschaft¹⁹. Die Geburtenrate der neupietistisch evangelikalen Christen (2,02) und der Juden (2,06) erreicht sogar fast den Generationenersatz²⁰. In der Schweiz zeigt sich damit eine ähnliche Tendenz wie in den USA: Angehörige konservativer-protestantischer Gruppierungen haben durchschnittlich mehr Kinder, als es in modernen, säkularen Gesellschaften die Regel ist. Liberale Glaubensgemeinschaften (Bsp.: Altkatholiken) haben – zumindest demographisch betrachtet – eher weniger Nachwuchs. Begründet sind solche Verhaltensunterschiede wohl weniger in der Zugehörigkeit zu bestimmten Glaubensgemeinschaften als in der „Intensität“ der religiösen Bindung.

Kinder, Ehe und Religiosität in Deutschland

Wie stellen sich die Zusammenhänge zwischen Religion und demographischem Verhalten in Deutschland dar? Anders als in der Schweiz darf in Deutschland in amtlichen Haushaltsbefragungen, wie z. B. dem Mikrozensus, nicht nach der Religionszugehörigkeit gefragt werden²¹. Die amtliche Statistik bietet daher keine Informationen über Fragen, die mit der Religionszugehörigkeit verbunden sind. Aufschlüsse über die Zusammenhänge zwischen Religiosität, Familiengründung und Kinderzahlen in Deutschland lassen sich stattdessen aus sozialwissenschaftlichen Erhebungen gewinnen. Mit Hilfe dieser Erhebungen kann nicht nur der Einfluss der Zugehörigkeit zu einer Konfessions- bzw. Religionsgemeinschaft, sondern auch der subjektiven Religiosität und der Praxis des Gottesdienstbesuchs auf das Geburtenverhalten analysiert werden. Zu ihnen gehören internationale Befragungen (z. B. „World Value Survey“, „Family and Fertility Survey“) als auch nationale Erhebungen (z. B.: „ALLBUS“, „Familiensurvey“). Auswertungen dieser

Umfragen belegen, dass auch in Deutschland Religiosität einen deutlich messbaren Einfluss auf das Geburtenverhalten hat. Wie Religiosität „operationalisiert“ bzw. „gemessen“ wird, ist dabei eher unerheblich. Ob nach der Häufigkeit des Gottesdienstbesuchs, des Betens oder der religiösen Selbsteinschätzung gefragt wird: Immer wieder zeigt sich, dass religiöse Menschen mehr Kinder bekommen als areligiöse:

Aus Daten des World Value Survey haben Forscher des Instituts der Deutschen Wirtschaft errechnet, dass Deutsche, die „nie“ einen Gottesdienst besuchten, eine Geburtenrate von durchschnittlich 1,4 Kindern aufweisen. Deutsche, die mehr als einmal pro Woche an Gottesdiensten teilnahmen, hatten dagegen durchschnittlich 2 Kinder²². Auf der Grundlage der „allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ (ALLBUS) haben Religionswissenschaftler an der Universität Tübingen die Geburtenneigung in Deutschland nach der Häufigkeit des Betens untersucht. Demnach wiesen Befragte, die jeden Tag beteten, eine durchschnittliche Geburtenrate von knapp 2,1 Kindern, solche die nie beteten dagegen nur von 1,39 Kindern auf. Neben den Angaben zur Häufigkeit des Betens wurde die Religiosität auch durch die religiöse Selbsteinschätzung der Befragten von 1 (nicht religiös) bis 10 (sehr religiös) erfasst: Die Kinderzahl stieg von 1,44 bei den „nicht-religiösen“ auf 1,9 bei den „religiösen“ Befragten an²³. Die praktizierte Religiosität („Beten“) erwies sich also als noch einflussreicher als die religiöse Selbsteinschätzung²⁴. Anhand der Daten aus dem ALLBUS haben die Forscher auch überprüft, ob andere Einflüsse, wie etwa das Wohlstandsniveau, das unterschiedliche Geburtenverhalten von religiösen und säkularen Bürgern erklären könnten. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass weder das Bildungs- noch das Wohlstandsniveau die Differenzen erklären konnten. Es zeigte sich vielmehr, dass sich unter Akademikern und Beziehern höherer Einkommen die Unterschiede im Geburtenniveau je nach Religiosität sogar noch vergrößerten²⁵.

Auf der Basis des „Familiensurvey“ des Deutschen Jugendinstituts hat die Soziologin Nicole Brose den „Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern untersucht“²⁶. Nach ihrer Analyse hatten unter den Befragten im Familiensurvey Protestanten und Katholiken durchschnittlich „0,26 Kinder“ mehr als Personen ohne Religionszugehörigkeit. Unterschiede zwischen Protestanten und Katholiken hinsichtlich der Kinderzahl konnte sie nicht feststellen. Die Trennlinie verlaufe nicht zwischen „verschiedenen christlichen Gruppierungen, sondern eher zwischen religiösen und nicht-religiösen Personen“. Dementsprechend traten die Unterschiede im Geburtenverhalten noch deutlicher hervor, wenn neben der religiösen Zugehörigkeit auch Indikatoren der Religiosität berücksichtigt werden²⁷.

Als Indikatoren der Religiosität wird im Familiensurvey u. a. die religiöse Selbsteinschätzung der Befragten erhoben. Die Frage hierzu lautet: „Wie wichtig ist Gott in ihrem Leben?“ Als Antwortmöglichkeiten wird den Befragten eine fünfstufige Skala vorgegeben („Sehr wichtig, ziemlich wichtig, weder wichtig noch unwichtig, ziemlich unwichtig, völlig unwichtig). Sowohl die Kinderwünsche wie die tatsächlichen Kinderzahlen der Befragten im Alter von 18-55 Jahren weisen nach dem Familiensurvey 2000 ein charakteristisches Muster auf: Fast ein Drittel der Befragten, für die Gott in ihrem Leben „völlig“ unwichtig ist, hatte keinen Kinderwunsch. Insgesamt wollten von den areligiösen Befragten (Gott „ziemlich“ oder „völlig“ unwichtig) mehr als ein Viertel kinderlos bleiben. Von den religiösen Befragten (Gott „ziemlich“ oder „sehr“ wichtig im Leben) wünschten sich dies nur etwa 15 Prozent. Etwa ebenso viele von ihnen wünschten sie sich nur ein Kind und folglich etwa zwei Drittel mindestens zwei Kinder. Von den säkularen Befragten wünschte sich dies nur etwa die Hälfte. Sehr unterschiedlich ausgeprägt war der Wunsch nach einer größeren Familie: Von den säkularen und den religiös indifferenten Befragten (Gott im Leben „weder wichtig noch

unwichtig“) wünschten sich nur 12-13 Prozent drei oder mehr Kinder. Von den Befragten, für die Gott in ihrem Leben „ziemlich“ wichtig ist, wünschten sich dagegen mehr als ein Fünftel und von denjenigen, für die Gott „sehr wichtig“ ist, sogar fast 30 Prozent mindestens drei Kinder. Das Muster ist eindeutig: Je religiöser die Befragten sind, desto häufiger wünschen sie sich also mehrere Kinder und desto seltener wollen sie kinderlos bleiben. Umgekehrt gilt: Je säkularer die Einstellungen, desto seltener werden mehrere Kinder gewünscht und desto häufiger wird ein Leben ohne Kinder angestrebt²⁸.

Die tatsächliche Kinderzahl ist grundsätzlich – in allen entsprechenden Untersuchungen – niedriger als der geäußerte Kinderwunsch. Dies gilt insbesondere dann, wenn – wie im Familiensurvey – ein Teil der Befragten die Lebensphase der Familiengründung noch vor sich hat. Auf einem niedrigeren Niveau folgen die tatsächlichen Kinderzahlen der Befragten aber exakt demselben Muster wie die Kinderwünsche: Religiöse Befragte leben im Vergleich zu religiös indifferenten und areligiösen Befragten seltener kinderlos und haben wesentlich häufiger mehrere Kinder. Etwa die Hälfte der areligiösen, aber weniger als ein Drittel der religiösen Befragten im Familiensurvey hatten (noch) keine Kinder. Noch auffällender sind die Unterschiede in den Anteilen der „Kinderreichen“: Religiöse hatten mit einem Anteil von 15-20 Prozent im Vergleich zu den indifferenten und areligiösen Befragten etwa doppelt so häufig drei oder mehr Kinder. Hinsichtlich der jeweiligen Anteile von Befragten mit einem Kind sind die Unterschiede zwischen diesen Gruppen eher gering. Schon Befragte mit zwei Kindern sind aber in der Gruppe der areligiösen Befragten deutlich seltener zu finden²⁹. Insgesamt leben weniger als ein Drittel der säkularen Befragten mit zwei oder mehr Kindern zusammen. Dagegen hatte zum Befragungszeitpunkt annähernd die Hälfte der religiösen Befragten schon mindestens zwei Kinder³⁰. Mit anderen Worten: Für säkulare Bevölkerungsgruppen sind kinderlose und kinderarme Lebensformen typisch, religiöse Menschen leben häufiger mit (mehreren) Kindern zusammen.

Neben dem Bestehen einer Partnerschaft ist auch deren Verlässlichkeit für ein Leben mit Kindern wichtig. Sie ist umso wichtiger, je mehr Kinder zu erziehen sind. Wie der Familiensoziologe Hans Bertram hervorhebt, hängt die Entscheidung für Kinder nicht zuletzt davon ab, dass beide, Frau und Mann, ihre Partnerschaft und die Kinder „als eine auf Dauer angelegte gemeinsame Lebensperspektive begreifen“. Aus der Sicht derjenigen, die sich



für Kinder entscheiden, habe die Ehe noch eine „überragende Bedeutung“³¹. Tatsächlich gründen mehr als 80 Prozent aller Familien mit zwei und etwa 85 Prozent aller Familien mit drei und mehr Kindern in Deutschland auf eine Ehe³². In einer Ehe lebten nur etwa ein Drittel der dezidiert areligiösen Befragten. Im Gegensatz dazu waren mehr als 60 Prozent der religiösen Befragten verheiratet. Der Präferenz religiöser Befragter für die Ehe als Lebensform entsprechen ihre Einstellungen: Häufiger als die säkularen Befragten assoziieren sie mit der Ehe „Sicherheit und Geborgenheit“. Sicherheit soll die Ehe nicht nur Ehegatten, sondern besonders auch Kindern bieten. So sehen es keineswegs nur religiöse Menschen. Sie

teilen diese Sichtweise jedoch besonders häufig: Mehr als 70 Prozent der religiösen Befragten stimmten nach den Erhebungen des Familiensurvey 2000 der Aussage zu, dass „wer Kinder haben will“, auch heiraten sollte³³. Ergebnisse der empirischen Sozialforschung – nicht nur aus dem Familiensurvey – zeigen³⁴: Je religiöser die Befragten sind, desto enger sind für sie Heirat und Familiengründung, Kindererziehung und Ehe miteinander verbunden.

Kindererziehung und „family values“

Kinder zu erziehen erfordert Zeit und Zuwendung. Besonders dann, wenn die Kinder noch kleinen sind, widmet sich deshalb häufig ein (Ehe)Partner vorwiegend der Kindererziehung, während der andere Partner für den materiellen Unterhalt der Familie sorgt. Eine Vollzeiterwerbstätigkeit beider Elternteile wünschte sich, solange das jüngste Kind unter drei Jahren alt ist, im Familiensurvey 2000 nur eine Minderheit von etwa 3-4 Prozent der Befragten. Von den säkularen Befragten sprach sich gut die Hälfte dafür aus, dass ein Elternteil auf eine Erwerbstätigkeit verzichtet, solange das jüngste Kind unter drei Jahren alt ist. Von den religiösen Befragten wünschten sich sogar mehr als 70 Prozent eine solche familiäre Arbeitsteilung. Auch für die Zeit, in der das jüngste Kind im Kindergartenalter (3-6 Jahre) ist, befürworteten nur rund 3 Prozent von ihnen die Vollzeiterwerbstätigkeit beider Elternteile. Unter den Befragten, für die Gott „völlig unwichtig“ war, befürworteten dagegen in dieser Familienphase schon 15 Prozent eine Vollzeiterwerbstätigkeit beider Eltern. Den vollständigen Verzicht eines Elternteils auf Erwerbstätigkeit unterstützte von den säkularen Befragten in der Kindergartenphase nur noch etwa ein Viertel. Für die Phase, in der das jüngste Kind schon die Schule besucht, wünschten fast 30 Prozent von ihnen, dass beide Eltern in Vollzeit einer Erwerbstätigkeit nachgehen und nur noch etwa jeder Zehnte befürwortete den Erwerbsverzicht eines Elternteils. Im Gegensatz dazu befürwortete annähernd die Hälfte der religiösen Befragten für die Kindergartenphase und immerhin noch mehr als ein Viertel für die Schulzeit, dass ein Elternteil nicht erwerbstätig ist. Selbst für die Schulzeit ihrer Kinder wünschten sich ganze sieben Prozent eine Vollzeiterwerbstätigkeit beider Eltern. Auch hier zeigt sich wieder ein klares Muster: Je religiöser die Befragten waren, desto stärker befürworteten sie, dass sich ein Elternteil vorrangig der Kindererziehung widmet³⁵.

Noch immer sind es meistens Mütter, die auf eine (Vollzeit)Erwerbstätigkeit verzichten um Kinder zu erziehen, während der Vater für den Lebensunterhalt der Familie sorgt. Im Familiensurvey sind Einstellungen zur Arbeitsteilung in der Partnerschaft/Ehe detailliert erfasst worden. Die Befragten konnten zwischen verschiedenen Antwortkategorien je nach Erwerbsstatus (Vollzeit, Teilzeit, nicht-erwerbstätig) und der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wählen. Je nachdem ob nach einer Partnerschaft ohne oder mit Kindern gefragt wird, unterschieden sich die Antworten der Befragten erheblich: Solange (noch) keine Kinder im Haushalt leben, befürwortete nur eine verschwindende Minderheit von etwa drei Prozent der Befragten die Nicht- Erwerbstätigkeit der (Ehe)Frau. Ob die Befragten religiös sind oder nicht, spielte dabei kaum eine Rolle. Die große Mehrheit aller Befragten befürwortet, dass beide Partner voll erwerbstätig sind.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn nach der gewünschten Arbeitsteilung mit Kindern im Haushalt gefragt wird. Solange ein Kind unter drei Jahren zu betreuen ist, sprach sich die Mehrheit für die Nicht- Erwerbstätigkeit der (Ehe)Frau aus. Eine Ausnahme waren die dezidiert areligiösen Befragten (Gott „völlig“ unwichtig): Von ihnen unterstützten in dieser Familienphase „nur“ etwa 40 Prozent die Nicht-Erwerbstätigkeit der Frau. Die Einstellungen der religiösen und der indifferenten Befragten („Gott weder wichtig noch unwichtig“)

unterschieden sich hier nur wenig (zwischen 52 und 56 Prozent Zustimmung). Religiöse Menschen unterstützen also eine „traditionelle Rollenverteilung“ zwischen Mutter und Vater in der Familie tendenziell stärker als religionsferne Menschen. Sehr viel eindeutiger sind die Antworten, wenn nicht nach dem Geschlecht, sondern nur nach dem Erwerbsstatus der Eltern gefragt wird („einer nicht berufstätig, nicht entschieden wer“): Je religiöser die Befragten sind, desto häufiger befürworteten sie den Verzicht eines Elternteils auf eine (Vollzeit)Erwerbstätigkeit³⁶.

Entscheidend scheint also weniger die Frage nach der „Rollenverteilung“ zwischen Frau und Mann in der Ehe zu sein, sondern ob ein Elternteil Zeit für die Kinder hat. Nicht die Berufstätigkeit von Frauen wird abgelehnt, sondern die Konzentration eines Elternteils auf die Erziehungsarbeit befürwortet. So lassen sich diese Ergebnisse zumindest interpretieren. Zwar wird zumeist eher ein Erwerbsverzicht der Mutter

als des Vaters befürwortet. Dies bedeutet aber nicht, dass vom Vater weniger Engagement in der Familie erwartet wird: Noch häufiger als die säkularen stimmten die religiösen Befragten im Familiensurvey der Aussage zu, dass auch Väter „Familienaufgaben verbindlich“ übernehmen sollten³⁷. Kindererziehung wird also als Aufgabe beider Eltern, nicht nur der Mütter, betrachtet. Dass diese Einstellungsmuster ein historisch überkommenes „patriarchalisches“ Familienverständnis zum Ausdruck bringen, kann bezweifelt werden. Plausibler ist es, sie als Ausdruck einer besonderen Sorge um das Kind zu deuten. Für diese Interpretation spricht, dass Kinder für religiöse Befragte einen besonderen emotionalen Wert haben: Der Aussage, dass es „Spaß“ mache „Kinder im Haushalt zu haben und aufwachsen zu sehen“, stimmten sie (noch) häufiger zu als die säkularen Befragten³⁸. Freude am Aufwachsen von Kindern: Dies zu erwarten erleichtert es wohl nicht nur sich für Kinder zu entscheiden, sondern auch für deren Erziehung auf Erwerbschancen zu verzichten. Selbstverständlich ist der Verzicht zugunsten von Kindern keine Besonderheit religiöser Menschen. Opfer für ihre Kinder erbringen auch nicht- gläubige Menschen. Auch von ihnen sind viele davon überzeugt, dass Kinder in einer Ehe aufwachsen und von beiden leiblichen Eltern gemeinsam erzogen werden sollten. Familiäre Lebensweisen sind nicht notwendig mit Religiosität verbunden. Ebenso wenig ist Religiosität an Ehe und Familie gebunden – wie z. B. zölibatäre Lebensformen zeigen. Die empirische Sozialforschung belegt aber: Religiöser Glaube erleichtert es sich für Kinder zu entscheiden – auch dann, wenn sie nicht „geplant“ sind³⁹. Er fördert die Neigung zu heiraten und Kinder in einer Ehe zu erziehen. Er begünstigt die Bereitschaft zugunsten von Kindern materielle Einbußen in Kauf zu nehmen. Und sehr wahrscheinlich hilft er Eltern auch, sich besonders für ihre Kinder zu engagieren und sie angemessen zu erziehen. Darauf deuten jedenfalls Erkenntnisse aus dem Kinderpanel des Deutschen Jugendinstituts hin: Demnach erfahren religiöse Mütter ihre Kinder als weniger aggressiv. Offen ist, ob ihre Kinder tatsächlich ruhiger und friedlicher sind. Vielleicht haben



diese Mütter auch nur einen geduldigeren Blick auf ihre Kinder und deren Eigenheiten⁴⁰. Dass sich Religiosität von Eltern auf die Erziehung von Kindern auswirkt, liegt nahe. Wie Religiosität in der Familie das Aufwachsen von Kindern prägt, ob und wie sie ihre emotionale und kognitive Entwicklung beeinflusst, ist in Deutschland bisher wenig erforscht. Es könnte sich hier um ein lohnendes Forschungsgebiet handeln.

Sicher ist jedenfalls: Einflüsse der Religiosität auf familiäre Lebensweisen sind mehr als ein „Relikt historischer Sozialstrukturen“. Zwar ist mit der Auflösung konfessioneller Milieus die hergebrachte „Koalition“ von Familie und Kirche schwächer geworden. Konfessionelle Besonderheiten, wie die frühere „katholische Fertilität“, sind nahezu verschwunden. Trotz des gesellschaftlichen Bedeutungsverlusts der Kirchen bleiben religiöse Prägungen für die individuelle Neigung zu heiraten, eine Familie zu gründen und Kinder zu erziehen bedeutsam. Kaum etwas spricht dafür, dass sie im Zeitverlauf unbedeutender werden⁴¹. Im Gegenteil ist zu beobachten, dass Haltungen zu Ehe, Familie und Religion in einem hohen Maße von der Eltern- an die Kindergeneration weiter „vererbt“ werden. Dies bedeutet einerseits, dass der Wunsch zu heiraten, (mehrere) Kinder zu bekommen und diese religiös zu erziehen von Eltern an ihre Kinder weiter gegeben wird⁴². Andererseits kann auch die Neigung sich scheiden zu lassen oder von vornherein nicht-ehelich zusammen zu leben, sich auf eine kleine Familie zu beschränken und religiös „abstinert“ zu leben über mehrere Generationen weiter „vererbt“ werden⁴³. Längerfristig betrachtet könnten diese Tendenzen dazu beitragen, dass sich in modernen Gesellschaften kulturelle „cleavages“ vertiefen oder sogar neu herausbilden: Auf der einen Seite würden sich die in den vergangenen Jahrzehnten gewachsenen individualistisch- säkularen Milieus verfestigen und auf der einen Seite familiär und stärker religiös orientierte Milieus fortbestehen. In zahlreichen gesellschaftspolitischen Fragen (Eherecht, Schwangerschaftsabbruch, Kinderbetreuung etc.) widersprechen sich deren Werte und Interessen diametral. Dass dies zu heftigen Konflikten führen kann, zeigen Beispiele aus den Vereinigten Staaten⁴⁴. In diesen Konflikten rund um „family values“ geht es nicht bloß um weltanschauliche „Symbolpolitik“, sondern um zentrale Entwicklungspfade moderner Gesellschaften. Diese Pfade werden einerseits geprägt von Säkularisierung und Geburtenrückgang und andererseits einem fortdauernden Zusammenspiel von Religiosität und familiären Bindungen.

© Stefan Fuchs, November 2009

Der Beitrag wurde zuerst veröffentlicht in: Institut für Gesellschaftswissenschaften Walberberg (Hrsg.): Die Neue Ordnung, 63. Jahrgang, Heft 5 Oktober 2009, S. 348-361.

Anmerkungen

¹ Vgl.: Deutsche Bischofskonferenz: Kirchliche Statistik: http://www.dbk.de/zahlen_fakten/statistik/index.html

² Vgl. ebd.

³ Vgl.: Elke Krack-Rohberg/Karl Weichs: Teilnahme am politischen und religiösen Leben, S. 383-390, in: Statistisches Bundesamt/Gesellschaft sozialwissenschaftlicher Infrastruktureinrichtungen/ Wissenschaftszentrum Berlin (Hrsg.): Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland, Bonn 2008, S. 390.

⁴ Vgl.: Michael N. Ebertz: Die „Koalition“ von Familie und Kirche – ein Auslaufmodell?, S. 123-138, in: Bernhard Jans/André Habisch/Erich Stutzer (Hrsg.): Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale, S. 130-131.

⁵ Vgl.: Nicole Brose: Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens, S. 257-282, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Ausgabe 2/2006, S. 275.

⁶ Vgl.: Katja Gelinsky: Die Kinderlein kommen – in den Vereinigten Staaten, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom

22.12.2007, S. 9.

⁷ Vgl.: Nicole Brose: Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens, S. 257-282, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Ausgabe 2/2006, S. 259.

⁸ Vgl.: Nicole Brose: Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens, S. 257-282, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Ausgabe 2/2006, S. 259.

⁹ Vgl.: Ron J. Lesthaeghe und Lisa Neidert: Der „zweite Demographische Übergang“ in den USA: Ausnahme von der Regel oder Lehrbuchbeispiel?, S. 381-428, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Heft 3-4/2007, Festschrift für Prof. Dr. Josef Schmid, Wiesbaden 2007, S. 383.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 401-415.

¹¹ Quellen: Ebd., S. 383 sowie Rostocker Zentrum für demographischen Wandel: „Seid fruchtbar und vermehret euch“ – Religiosität und Fertilität in den USA und Europa, http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/20080602_75702194.php (Zugriff am 1.11.2009); Caroline Berghammer: Mehr Nachwuchs für religiöse Mütter in Europa: Einfluss von Religion auf das Geburtenverhalten in allen Ländern zu beobachten, in: Demographische Forschung aus erster Hand, Jahrgang Nr. 5 April 2008, S. 3.

¹² Vgl.: Michael Blume/Carsten Ramsel/Sven Graupner: Religiosität als demographischer Faktor – ein unterschätzter Zusammenhang, in: Marburg Journal of Religion, Volume 11, No. 1 (June 2006), S. 1-2.

¹³ Vgl. ebd.

¹⁴ Vgl. ebd., S. 5.

¹⁵ Vgl.: Institut der Deutschen Wirtschaft: Kinder: Auch eine Frage der Überzeugung, Allgemeine Infodienste 1. Quartal 277, <http://www.iwkoeln.de/Default.aspx?TabID=1976&ItemID=20370&language=de-DE> (Zugriff am 1.11.2009).

¹⁶ Vgl.: Eine gewisse Ausnahme sind in dieser Hinsicht Länder wie Polen und Italien, die immer noch relativ stark von katholischen Traditionen geprägt sind.

¹⁷ Vgl.: Caroline Berghammer: Mehr Nachwuchs für religiöse Mütter in Europa: Einfluss von Religion auf das Geburtenverhalten in allen Ländern zu beobachten, in: Demographische Forschung aus erster Hand, Jahrgang Nr. 5 April 2008, S. 3.

¹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 35.

²⁰ Vgl.: Michael Blume: Glauben und Demographie: Der übersehene Wettbewerb der Religionen, S. 33-37, in: Die Politische Meinung Nr. 461, April 2008, S. 36.

²¹ Begründet ist dies im Missbrauch solcher Daten während der NS-Zeit: Mit Hilfe solcher Daten und der damals modernen Rechenmaschinen wurden in den 30er Jahren Bürger jüdischen Glaubens identifiziert.

²² Vgl.: Institut der Deutschen Wirtschaft: Kinder: Auch eine Frage der Überzeugung, Allgemeine Infodienste 1. Quartal 277, <http://www.iwkoeln.de/Default.aspx?TabID=1976&ItemID=20370&language=de-DE>.

²³ Vgl.: Michael Blume/Carsten Ramsel/Sven Graupner: Religiosität als demographischer Faktor – ein unterschätzter Zusammenhang, in: Marburg Journal of Religion, Volume 11, No. 1 (June 2006), S. 4-5.

²⁴ Mit dieser Umfrage werden seit 1980 alle zwei Jahre „aktuelle Daten über Einstellungen, Verhaltensweisen und Sozialstruktur der Bevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland“ erhoben.

Vgl.: <http://www.gesis.org/Dauerbeobachtung/Allbus/> (Zugriff am 1.11.2009).

²⁵ Vgl. Michael Blume/Carsten Ramsel/Sven Graupner: Religiosität als demographischer Faktor – ein unterschätzter Zusammenhang, in: Marburg Journal of Religion, Volume 11, No. 1 (June 2006), S. 8.

²⁶ Im Rahmen des „Familiensurvey“ wurden in mehreren Erhebungen jeweils 10.000 repräsentativ ausgewählte Personen zwischen 18- und 55 Jahren zu ihren Partnerschafts- und Familienverhältnissen befragt.

²⁷ Vgl.: Nicole Brose: Gegen den Strom der Zeit? – Vom Einfluss der religiösen Zugehörigkeit und Religiosität auf die Geburt von Kindern und die Wahrnehmung des Kindernutzens, S. 258-259, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Ausgabe 2/2006, S. 257.

²⁸ Ergebnisse des Familiensurvey 2000, Auswertungen des Verfassers.

²⁹ Ergebnisse des Familiensurvey 2000, Auswertungen des Verfassers.

³⁰ Vgl.: Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie: Nachricht der Woche 39-2008: <http://www.i-daf.org/85--woche-39-2008.html>.

³¹ Vgl.: Hans Bertram: Die Mehrkinderfamilie in Deutschland. Zur demographischen Bedeutung der Familie mit drei und mehr Kindern und ihrer ökonomischen Situation. Expertise für das Kompetenzzentrum für familienbezogene Leistungen im Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 46.

³² Vgl.: Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch 2008, S. 46.

³³ Ergebnisse des Familiensurvey 2000, Auswertungen des Verfassers.

³⁴ Vgl. z.B.: Daniel Lois: Arbeitsteilung, Berufsorientierung und Partnerschaftsstabilität – Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften im Vergleich, S. 11-33. in: Zeitschrift für Familienforschung, Heft 1 2008, S. 15 u. S. 29.

³⁵ Ergebnisse des Familiensurvey 2000, Auswertungen des Verfassers.

³⁶ Ergebnisse des Familiensurvey 2000, Auswertungen des Verfassers.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd.

³⁹ Vgl.: Juliane Roloff: Schwangerschaftsabbrüche in Deutschland: Verhalten west- und ostdeutscher Frauen bei einer ungewollten Schwangerschaft – eine aktuelle Betrachtung, in: Mitteilungen des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung 02/2007, S. 22-26, S. 23.

⁴⁰ Vgl.: Klaus Wahl: Aggression bei Kindern. Emotionale und soziale Hintergründe, S. 123-156, in: Christian Alt (Hrsg.): Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen, Band 1: Aufwachsen in Familien, S. 149.

⁴¹ So sind zwischen der ersten Welle des Familiensurvey von 1988 und in der zuletzt erhobenen dritten Welle des Familiensurvey aus dem Jahr 2000 in dieser Hinsicht kaum Unterschiede festzustellen.

⁴² Zur „Vererbung“ des Kinderwunsches vgl.: Institut für Demographie, Allgemeinwohl und Familie: Nachricht der Woche 45 – 2008: <http://www.i-daf.org/97--woche-45-2008.html>.

Zur Weitergabe von Religiosität vgl.: Michael Blume/Carsten Ramsel/Sven Graupner: Religiosität als demographischer Faktor – ein unterschätzter Zusammenhang, in: Marburg Journal of Religion, Volume 11, No. 1 (June 2006), S. 12-16.

⁴³ Zur Transmission des Scheidungsrisikos zwischen den Generationen: Andreas Diekmann/Henriette Engelhardt: Alter der Kinder bei Ehescheidung und soziale Vererbung des Ehescheidungsrisikos, S. 223-240, in: in: Walter Bien/Jan Marbach (Hrsg.): Familiäre Beziehungen, Familienalltag und soziale Netzwerke. Ergebnisse der drei Wellen des Familiensurvey, Wiesbaden 2008.

⁴⁴ Zu denken ist hier etwa an die Auseinandersetzungen über das Referendum zur „Homo- Ehe“ in Kalifornien im Herbst 2008.